

East Cool

Von Jasmin Fischer

Über den Osten ist viel gesagt worden, auch viel Dummes, aber ein Satz hat sich in der kollektiven Erinnerung besonders eingebrannt. Er fiel 2002, nachdem Jahr für Jahr mehr als 66 000 Menschen auf der Suche nach Arbeit in den Westen abgewandert waren. „Böse formuliert: Zurück bleiben eher die Dummen und die Faulen“, diktierte da ein CDU-Politiker den Reportern über das Ausbluten der Lausitz in die Steno-Blöcke.

Das saß. Auch Steffen Beer erinnert sich noch heute an diesen bösen rhetorischen Hieb, zwölf Jahre danach. „Der Satz war ja nicht falsch“, sagt er. Deshalb hat er vielen auch so weh getan.

Beer ist, wenn man den kontroversen Ausspruch ein letztes Mal bemühen wollte, mit den Dummen und den Faulen zurückgeblieben. Ganz bewusst, weil er sagt: „Was habe ich im Westen, was ich hier nicht habe?“ Damit gehört er heute zu den Vorreitern eines neuen Trends im wiedervereinigten Deutschland. „Ein Drittel meiner Freunde und Bekannten sind nach der Wende in den Westen gezogen. Mittlerweile kehren viele wieder zurück.“

Plauen, seine sächsische Heimatstadt, verzeichnete 2011 erstmals mehr Zuzüge als Wegzüge. Was die von Wende-Nachwehen und Globalisierung geschundene Kreisstadt im Vogtland besonders hoffnungsfroh stimmt: Gerade die jungen Leute haben den Ort für sich entdeckt und lassen sich hier nieder. Bezahlbare Grundstückspreise und die Lebensqualität der Natur locken sie. Die Arbeitslosenquote ist so niedrig wie seit dem Mauerfall nicht mehr.

Die Trendwende tut Plauen gut, auch wenn die Verluste der vergangenen 25 Jahre wohl nie mehr gutzumachen sind. Die Textilfabriken der Plauener Spitze und Gardine, dem regionalen Exportgut schlechthin, verloren nach der Wende

Leipzig wächst allein dieses Jahr um 10 000 Menschen

fast 2000 Jobs. Lange hatten große Versandhäuser des Westens, Otto und Neckermann, die Plauener Spitze verkauft; dann fiel die Mauer – und wohin die Mittelständler auch blickten, sahen sie Billig-Konkurrenz: China, Indien, die Türkei – alle produzierten billiger.

Zuletzt wurde auch noch das traditionsreiche Druckmaschinenwerk abgewickelt, der größte Betrieb am Ort. 700 weitere Jobs gingen verloren. Jeder fünfte Plauener kehrte der Heimat den Rücken, der Ort schrumpfte auf 64 000 Einwohner. In ganz Sachsen schlossen Kindergärten, später die Schulen. Die Zukunft zog fort und – und es schien, als würde sie nicht wiederkommen.

Jugendliche erhielten „Abwanderungsprämien“, finanzielle Hilfen vom Staat, um weit entfernte Lehrstelle anzunehmen. Vor allem junge Frauen, die im Westen einen Job fanden, folgten dem Ruf, was dem Osten einen unschönen Superlativ eingebrachte. Der Frauenmangel war europaweit einzigartig – selbst Polarkreisregionen reichten an den Schwund nicht heran. Der Geburtenrückgang, der schon kurz nach dem Mauerfall einsetzte, verschärfte sich rasant. Ganze Viertel standen leer und verfielen. Und heute?

Heute verzeichnet Sachsen ein jährliches Plus von 3000 Einwohnern. Auch Halle, Eisenach und Jena sind Gewinner: Sie alle freuen sich über ein positives Wanderungssaldo, wie es Kommunalstatistiker bezeichnen. Ließen sich Westler nach der Wende Zulagen für Arbeitseinsätze im scheinbar strapaziösen „Dunkeldeutschland“ zahlen, ist heute Leipzig beispielsweise Boomtown: „Hypezig“, das „New Berlin“, wie es die New York Times feiert – so beliebt, dass Wohnraum, Lehrer und Kitaplätze knapp werden. Fürs laufende Jahr rechnet die Stadt erneut mit einer Nettozuwanderung von über 10 000 Menschen. Die Entwicklung sprengt alle Planungen und Vorhersagen. „Ich wage momentan keine Prognose mehr

Für die Lebenshungrigen, die Ehrgeizigen, für Wendekinder, die aus der Freiheit das meiste machen wollten, gab's lange Zeit nur einen Weg – und der führte nach Westen. 1,8 Millionen Ostdeutsche sind seit dem Mauerfall in die alten Bundesländer gezogen. Doch allmählich dreht der Trend sich um: Viele kehren zurück, andere wollen gar nicht weg. Der Osten genießt sein neues Selbstbewusstsein



Rückkehrer: Steffen Beer vor seinem Haus in seiner Heimatstadt Plauen

FOTO: JASMIN FISCHER

abzugeben“, kommentiert Soziologe Dieter Rink das Wachstum im Interview mit der Leipziger Volkszeitung. Auch andere Indikatoren drehen sich. Laut Berufsbildungsbericht übertrifft die Zahl der Ausbildungsplätze bisweilen die der Bewerber. Und das Leipziger Institut für Länderkunde belegt das neue Lebensgefühl mit Zahlen: Drei Viertel aller abgewanderten Ostdeutschen können sich nach einer Umfrage mittlerweile eine Rückkehr vorstellen. Unterdessen trifft die Verödung der Pro-

vinz längst auch den Westen. Man könnte fast sagen, Deutschland ist wieder geteilt – nicht in Ost und West, aber in Stadt und Land. Sauerland und Hunsrück sind dem Lebensgefühl der Lausitz näher als mancher wahrhaben möchte. Mit einem feinen Unterschied: Weil der Osten Avantgarde beim Ausbluten war, ist er heute auch Vorreiter guter Ideen. Da wird angehenden Landärzten das Medizinstudium finanziert, um sie zum Bleiben zu motivieren, verwandeln sich Bürgerbusse in Multifunktionsshuttles,

die auch Päckchen und Blutkonserven transportieren. Im Netzwerk der „3. Generation Ostdeutschland“, einem losen Verbund von 1975 bis 1985 geborenen Wendekindern, wundert man sich nicht – weder über den Ideenvorsprung, noch über die Trendwende zum Wachstumsmagneten. „Mit Erfurt können nur wenige Städte im Westen mithalten“, sagt Marcus Monshausen. Er kommt aus Jena und ist stolz, wie die Stadt sich entwickelt hat. Selbst Wessis, die zum Studium kommen, fühlten sich wohl.

Monshausen ist Berufsschullehrer. 2007 kam er als Diplomingenieur nach Bonn und schloss hier das berufsbegleitende Referendariat ab. Mittlerweile wohnt er in Berlin (Ost). Seine Familie ist gesamtdeutsch: Seine Frau stammt aus Dortmund, seine Tochter wurde in Bonn, sein Sohn in Dresden geboren. Würde er für einen besseren Job oder mehr Lohn in den Westen auswandern? „Nö“, sagt Monshausen.

Auch Steffen Beer aus Plauen war Grenzgänger zwischen Ost und West und hat sich letztlich für die Rückkehr entschieden. Auch ihn zog die Arbeit gen Westen: Weil er im Osten lange nichts fand, nahm er einen Job als Projektmanager in Karlsruhe an. „Die Kollegen waren nett, ich habe mich dort auch wohlfühlt“, erinnert sich der heute 43-Jährige. Nur sein Freundeskreis war weit weg: „Abends saß ich allein in meiner Bude.“ Weil es zwischen Ost und West eben doch noch feine Unterschiede gibt. „Im Osten würde ein Kollege, der neu in der Stadt ist, abends auf ein Bier mitgenommen werden.“ Nach nur einem Jahr folgt er dem Lockruf eines anderen Jobs und zieht zurück in seine sächsischen Heimat.

Monshausen gehört zur dritten Generation Ost, Beer ist ein Vertreter der zweiten. Er ist in beiden Systemen sozialisiert worden, ein doppelter Deutscher. Einer, der die Unterschiede deutlich wahrnimmt, weil er wie andere seiner Generation den Berufsalltag im Osten kannte. Geschichten von Abwanderung und Rückkehr, vom Arbeitsalltag im Westen sind häufig Thema unter Freunden. Ihre Erfahrungen sind für manche auch der Grund, weshalb sie nur noch zähneknirschend in den Westen wechseln würden.

„Es gab anders als im Westen einen Job-Ehrenkodex im Osten“, sagt Beer. „Da niemand gekündigt werden konnte, wurden Konflikte offen im Kollektiv angesprochen und geregelt.“ Mobbing

Mobbing hält mittlerweile auch in ostdeutschen Betrieben Einzug

in all seinen verschlagenen Varianten lernten viele Ostdeutsche erst im Westen kennen und fürchten. „Für mich ist das schon ein ganz wichtiger Grund fürs Hierbleiben“, sagt Beer, „auch wenn solche Verhaltensweisen allmählich in Ost-Firmen Einzug halten.“

Beer ist heute für Planung und Controlling eines Teppich-Fabrikanten im Vogtland verantwortlich. Würde er noch einmal für einen besseren Job in den Westen auswandern? „Neel!“

Längst hat ein neues Selbstbewusstsein die Scham der Älteren nach der Wende ersetzt, Fremdkörper im neuen System zu sein – ja, Ausländer im eigenen Land. Die Wendejahre sind zwar nicht vergessen, und Steffen Beer findet da deutliche Worte: „Eine geordnete Übergabe des Fleckchens DDR hätte gewisse Schicksale verhindern können. Viele haben sich im neuen Leben nicht zurechtgefunden, und zum alten konnten sie nicht zurück. Das hat sie verbrannt.“ Aber die Wende habe auch wie eine Katharsis gewirkt: „Die Firmen, die überlebten, haben heute das Format, weltweit mitzumischen.“

Die Nachfahren der Plauener Tuchmacher sorgen dafür, dass ihre Branche mittlerweile wieder wächst – sie machen in technisches Textil, in Beschichtungen, Sensortechnik, in Matten, mit denen sich Geröll an Hängen befestigen lässt. Teppiche aus dem Vogtland liegen in Glitzerpalästen in Las Vegas und in Luxusdomizilen im Nahen Osten.

Und die ganze Sache mit Ost und West, die spielt für viele Ostkinder der dritten Generation nach dem Mauerfall sowieso keine Rolle mehr. Unterschiede zwischen Osis und Wessis, findet Marcus Monshausen, gibt es sowieso kaum noch. Haben die Älteren oft verschwiegen, dass sie aus dem Osten kommen, gehen die Jüngeren selbstbewusst mit ihrer Herkunft um. „Ich sehe das pragmatisch. Ich komme aus dem Osten; das ist kein Makel, es ist auch nicht hervorhebenswert. Es ist halt, wie es ist.“